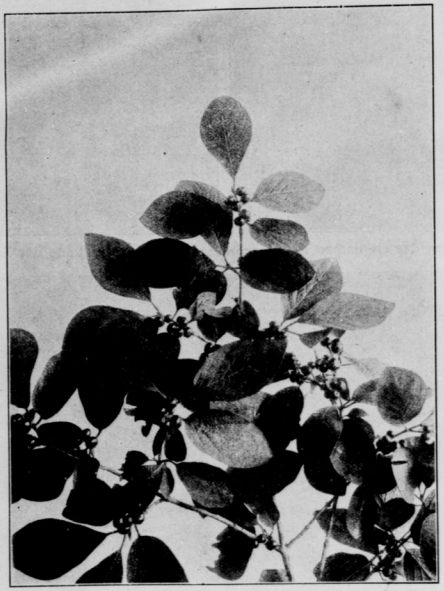
Die Kirschenmade und die Kirschenhecke.

Von C. v. Waldhofen.

Madige Kirschen sind dem Obstfreund verhaßt. Sie sind wenig wert, da der „Wurm" in ihnen das Fleisch um den Kern ausgefressen hat; sie verderben auch leicht und sind unappetitlich. In manchen Jahren wird diese Plage besonders stark, so daß dem Obstzüchter bedeutende Verluste entstehen. Darum soll jeder, der Kirschbäume besitzt, auf das Uebel achten und es gleich in den Anfängen energisch bekämpfen. Die Mittel hierzu ergeben sich aus der Entwicklungsgeschichte des Schädlings.

Wenn die Kirschen reif werden, kriechen die Maden aus den Früchten heraus, gelangen auf die Erde und verpuppen sich unter der Oberfläche. So ruhen sie den Winter über; Ende Mai oder Anfang Juni kommt aus den Puppen eine 4 bis 5 mm lange Fliege hervor, deren Flügel mit grauen Querbinden gescheckt sind. Alsbald umschwirrt das Weibchen die reifenden Kirschen und legt in jede Frucht je ein Ei. Aus diesem entsteht die weißliche Made, die die Kirsche verdirbt.



Gemeine Heckenkirsche mit reifen Beeren.

Die Kirschenfliege (Spilographa cerasi) sucht aber nicht nur unsere Kulturbäume auf, sie legt auch ihre Eier in die erbsen- und johannisbeergroßen roten Beeren der Heckenkirschen, die zu gleicher Zeit mit den Kirschen reifen. Hier gelangen sie sicherer zur Entwicklung, da die Früchte der Heckenkirsche nicht verwertet und darum auch nicht geerntet werden. Die unter diesen Sträuchern im nächsten Frühling hervorkriechenden Fliegen suchen natürlich auch die in der Nähe stehenden Kirschbäume auf.

Außer der gemeinen Heckenkirsche wachsen noch in Deutschland einige Abarten mit blauen und schwarzen Beeren. Ferner ist noch aus Asien die Lonicera tatarica eingeführt worden, die mit ihren weißen bis blaßroten und karmesinroten Blüten einen der schönsten Ziersträucher abgibt und darum viel in Gärten und Parkanlagen gepflanzt wird. Alle diese Sträucher sind aber für unsere Kirschbäume unwillkommene Nachbarn, und man sollte ihre Anpflanzung in Gegenden, in denen Kirschbäume gepflanzt sind, unterlassen.

Als weitere Hilfs- und Bekämpfungsmittel sind folgende zu erwähnen.

Erstens: sofortiges Sammeln und Verbrennen der vom Baume zu Boden gefallenen Kirschen und Abpflücken aller reifen am Baume hängenden.

Zweitens soll man im Herbst die Erde unter den Kirschbäumen umgraben und dadurch die Puppen zu vernichten suchen. Es empfiehlt sich auch, die Erde unter vermadeten Bäumen Mitte bis Ende Mai und dann während der Kirschenreife wiederholt mit Tabakbrühe zu begießen. — Hin und wieder wird nach einem Mittel gefragt, durch das man die Maden aus den reifen, gepflückten Kirschen entfernen könnte. Zu diesem Zweck läßt man die Kirschen einige Stunden im Wasser liegen, die Maden verlassen alsdann die Früchte und gehen im Wasser zugrunde.

Die Champignonkultur.

Von Franz Wießner.

Von Jahr zu Jahr wächst in Deutschland die Wertschätzung feiner Gemüse. So haben auch die Pilze immer größere Beliebtheit erlangt. Obenan steht der Champignon, der König der Pilze, der sich nicht nur durch sein köstliches Aroma, sondern auch durch seinen hervorragenden Wohlgeschmack, seine Nährkraft und leichte Verdaulichkeit auszeichnet. Gern unterzieht sich daher der Liebhaber der Mühe, ein Champignonbeet anzulegen, um diesen Leckerbissen sich selbst für den häuslichen Bedarf heranzuziehen und sich an dieser hochinteressanten Kulturanlage zu erfreuen. Wenn auch zuerst die Erfolge nicht immer der aufgewandten Mühe entsprechen werden, so wird man allmählich doch aus den Fehlern lernen, die Kultur richtig zu beurteilen und seine Maßnahmen hiernach zu treffen.

Der Champignon läßt sich fast überall ziehen; Keller, Gewölbe, kühle Gewächshausecken sind geeignete Kulturstätten. Aber auch im Freien, an schattigen und vor Regen geschützten, kühlen Stellen im Garten sind gute Erfolge zu erhoffen. Für den rationellen Betrieb jedoch kommen nur Spezialhäuser in Frage oder geeignete Räume, die unter Berücksichtigung der verschiedensten Fragen sorgfältig hergerichtet sind.

Zunächst verschaffe man sich ein Quantum guten frischen Pferdedüngers, der ziemlich strohig sein muß und der Größe der anzulegenden Beete entspricht. Für den Quadratmeter werden zwei bis drei Zentner hinreichend sein. Vorteilhaft ist es, ein nicht zu kleines Düngerquantum zu verwenden, da bei Herrichtung eines größeren Düngerhaufens seine Präparation einen besseren Verauf nimmt. Die Erwartung einer für den eigenen Bedarf zu großen Ernte sollte von einer größeren Beetanlage nicht abhalten, da ja schließlich ein Ueberschuß stets leicht abgesetzt werden kann, um hierdurch auch die Kosten der Anlage zu decken.

Man schichtet den Dünger allmählich zu einem Haufen von etwa 1 m Höhe auf, den man hierbei mäßig, jedoch hinreichend mit Wasser anfeuchtet. Beim Aufsetzen dieses Haufens trägt man Bedacht, den Dünger mit der Gabel ordentlich durchzuschütteln und gut miteinander zu vermengen. Von fremden Bestandteilen muß der Dünger befreit werden. Sehr bald wird der Haufen zu dampfen anfangen als ein Zeichen, daß der Gärungsprozeß in ihm beginnt.

Nach acht Tagen wird der Haufen zum erstenmal umgesetzt, d. h. ein neuer Haufen wird aus dem alten gebildet. Auch hierbei sei man bemüht, alle Teile gut miteinander zu vermengen und durchzuschütteln. Die Außenteile des alten Haufens kommen jetzt nach innen und umgekehrt. Die verlorene Feuchtigkeit wird wieder durch mäßiges Gießen erneut.

Nach acht weiteren Tagen, während welcher Zeit man den Haufen ruhig liegen läßt, wird dieser zum zweitenmal in der beschriebenen Weise umgesetzt und wieder acht Tage sich selbst überlassen.

Nun ist der Dünger soweit, um die Beete zu bilden. Er hat seinen Düngergeruch völlig verloren, und seine Farbe ist gleichmäßig dunkelbraun und wie mit einem feinen Aschenstaub überzogen. Sein Geruch erinnert vielverheißend an den Geruch des Champignons selbst. Seine Feuchtigkeit ist nur gering, so daß beim Pressen in der Hand kein Wasser sich bemerkbar macht.

Die Beete, die in einer Höhe von 25 bis 30 cm flach, oder in Hügelform 40 cm hoch angelegt werden, müssen aus dem präparierten Dünger fest aufgeschichtet werden. Alsdann läßt man die Beete einige Tage ruhen, bis sich die Hitze in ihnen gemildert hat. Hiervon kann man sich leicht überzeugen, wenn man mit der Hand in die Beete faßt. Die brennende Hitze muß einer milden Wärme gewichen sein. Das Thermometer darf nicht über + 25° C zeigen. Dies ist der Moment, die Beete mit den Champignonkeimfaden, der Brut, zu versehen, sie zu „spicken".

Von der Güte der Brut hängt der Erfolg auf das wesentlichste ab. Nur beste gesunde Brut darf verwendet werden, die man aus Großzüchtereien bezieht, die das Hecanziehen der Brut als Spezialfach

Strandbummel vertrieben ihm die Zeit bis zum späten Nachmittag. Dann ging er ins Kasino, um dort seinen Kaffee zu trinken. Aber er hatte noch nicht die ersten Stufen der Terrasse erstiegen, als — wie auf ein geheimes Zeichen — die Zigeunerkapelle schon den modernen Gassenhauer, das englische Lied, anstimmte. Das Publikum schlug dazu begeistert den Takt mit den Kaffeelöffeln auf den Marmortischen und sang den Refrain: „Oie! Aie! Boum, my love! Oh la la!"

André sloh mit geballten Fäusten; sein Kopf drohte zu zerspringen, er rief alle Strafen des Himmels auf die perfiden Musiker herab.

Wenige Tage später lud ihn ein elender Wagen mit knarrenden Rädern in der kotigen Straße eines Pyrenäendorfes ab.

Das bestand aus etwa fünfzehn Häusern, die sich am Berghang hinzogen, einer baufälligen Kirche und der Dorfschenke, in der seit Menschengedanken noch kein Tourist abgestiegen war. Nur die Einwohner, fast durchweg Schmuggler, sammelten sich allabendlich um die blakende Lampe.

Der wildromantische Ort gefiel dem Maler; hier war er sicher, keine Plakate der Bouffes zu sehen, keinen Modegassenhauer zu hören. Er fühlte sich unendlich wohl in dieser Stille und Oede. Bald war er wieder gekräftigt, ausgeruht von dem fieberhaften Hasten der Boulevards. Paris, die Bouffes, die ungetreue Dina, der infame Cake-walk, der seine Schmerzen zu verhöhnen schien — alles das war weit, weit von hier.

Abends saß er oft stundenlang am offenen Fenster und starrte auf den ewigen Schnee der benachbarten Gipfel, der bläulich im Vollmondschein erglänzte. Dann ließ André seinen Träumen freien Lauf und genoß den stillen Frieden der schlafenden Natur. Hie und da riefen sich die Schäfer in langgezogenen Tönen zu, blökte ein verirrtes Schaf auf den Triften — und das gehorsame Echo nahm die verwehten Stimmen auf.

Der Maler fühlte sich wie neugeboren; er bemitleidete von Herzen alle Künstler, die sich in die Steinkolosse von Paris einsperrten, statt die Freuden der Natur, die Wonne des tiefen Friedens, den Trank des Vergessens aus erster Hand zu kosten.

Plötzlich verstummte das Gespräch in der Schenkstube unter ihm; André schrak auf — das halblaute Murmeln hatte seine Träume so sanft gewiegt. Eine harte, näselnde Stimme kündigte laut und überdeutlich an: „Englisches Lied, gesungen von Madame Dina, Mitglied der Bouffes Parisiennes."

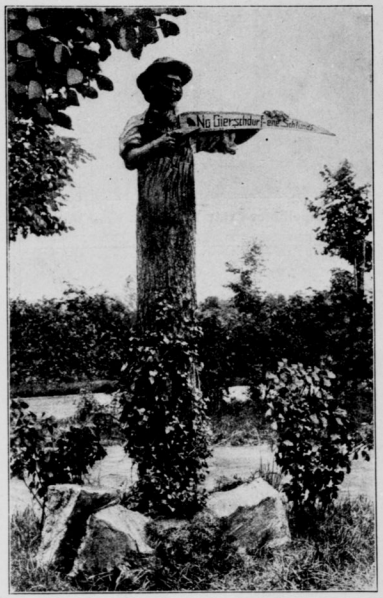
Das war zu viel! Rasend sprang André in die Höhe, stürzte die wurmstichige Treppe hinunter, riß die Tür auf — und blieb bestürzt an der Schwelle des Gastzimmers stehen. Auf dem Schenktisch stand ein großes Grammophon, das soeben angekommen war und von dem glückstrahlenden Wirte seinen Gästen vorgeführt wurde.

Afrikanische Seide.

Außer dem Maulbeerspinner, von dem wir die echte Seide erhalten, gibt es noch eine ganze Reihe anderer, hauptsächlich in Asien vorkommender Raupenarten, die Seide liefern. Ihre Gespinste bezeichnet man allgemein als wilde Seide oder Tussah. Vor einiger Zeit wurde nun die wertvolle Entdeckung gemacht, daß auch die Gespinste einer in Afrika, besonders in Deutsch-Ostafrika, vorkommenden Raupenart einen für die Textilindustrie höchst brauchbaren Rohstoff bergen. Im Gegensatz zu den erstgenannten Spinnern ist die afrikanische Art ein Familienspinner, d. h. die Raupen spinnen sich nicht einzeln ein, sondern eine größere Zahl davon legt sich ein gemeinschaftliches Nest an, in dem sie sich dann verpuppen. Die Verbreitung dieser Raupen ist an einzelnen Stellen so groß, daß sie direkt eine Plage bilden und von den Eingeborenen durch Abbrennen der Sträucher, auf denen sie leben, vernichtet werden. — Was den von den Raupen hervorgebrachten Faden anbetrifft, so ist er von besonderer Feinheit; er kommt in dieser Hinsicht der echten Seide nahe. Allerdings hat die neue Seidenart auch gewisse Nachteile, sie kann wegen der braunen Farbe nur für dunkle Färbungen benutzt werden. Ferner erreicht ihr Glanz auch nicht den der echten Seide. Dagegen besitzt sie den Vorzug, daß sie etwa vierzig Prozent billiger sein dürfte als diese. Bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung, die hieraus unseren eigenen Kolonien erwachsen würde, bleibt zu wünschen, daß die praktischen Versuche, die man zurzeit anstellt, den erwarteten Erfolg haben.

Zwei originelle Wegweiser

finden sich in der Nähe des Badeorts Warmbrunn im schlesischen Riesengebirge. — Der eine stellt einen im Roggenfeld stehenden, seine Sense schleifenden schlesischen Landmann dar. Die Sense trägt in schlesischem Dialekt die Aufschrift: Na Giersdhurf, ene Schtunde (Nach Giersdorf, eine Stunde). — Der andere Wegweiser befindet sich auf dem Wege nach der Fülner-Kolonie bei Warmbrunn und stellt einen im Wiesengrase stehenden ländlichen Schulbuben vor, auf dessen Schiefertafel die Wegweisung geschrieben ist. Die Arme der gut geschnitzten und bunt gemalten Holzfiguren zeigen nach der entsprechenden Wegrichtung. — Die originellen Wegweiser zeugen von dem humorvollen, freundlichen Sinn der dortigen Bewohner.



Zwei originelle Wegweiser.

F. Mielert, Sprottau, phot.